

Der Banker(t)

Autor(en): **Humbel, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1977)**

Heft 2

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421222>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

über die Entwicklung des Menschengeschlechts auch nicht *einmal* der Sprache erwähnt, in welcher sich doch gerade die zwiefache Natur des Menschen, und zwar nicht abgesondert, sondern zum Symbole verschmolzen, ausprägt. Sie vereinigt im genauesten Verstande ein philosophisches und poetisches Wirken in sich, letzteres zugleich in der im Worte liegenden Metapher und in der Musik seines Schalles. Zugleich bietet sie überall einen Übergang ins Unendliche dar, indem ihre Symbole die Kraft zur Tätigkeit reizen, allein dieser Tätigkeit nirgends Grenzen stecken, und auch das höchste Maß des in sie Gelegten durch ein noch Größeres überboten werden kann.“ Sie hätte daher gerade in Schillers Ideenkreis als ein willkommener Gegenstand erscheinen müssen.

Eugen Teucher

Der Banker(t)

Das altgermanische Wort „Bank“ hat sich auf seiner langen Wanderung von Norden nach Süden und von dort und teilweise über den Westen zu uns zurück als wahrer Wechselbalg erwiesen. Im Altisländischen scheint es ursprünglich einfach „Erhöhung, Hügel, Flußufer“ bedeutet zu haben — wie heute noch im Englischen, aus dem wohl die „Sandbank“ zu uns gekommen ist und die oft in Zeitungen anzutreffende Bezeichnung „Westbank“ oder „Ostbank“ für die Ufer des Jordans in Palästina. Eine Erhöhung ist auch die auf Stützen über dem Boden erhöhte Planke, die Bank, auf der man in Reihen sitzt. Die Redensart „durch die Bank“ bezieht sich auf die Gleichstellung derer, die da sitzen. Die „lange Bank“, auf die man Akten und unliebsame Angelegenheiten schiebt, meint hingegen die Ablagetrühen oder -gestelle der alten Gerichte. Banken oder Bänke waren dann auch die Ladentische der fliegenden oder seßhaften Händler; unsere Metzger haben heute noch die Fleischbank. Aus Sitzen wurden damit Tische. In Italien (und anderswo) wurde von solchen Bänken aus den Kriegsknechten der Sold ausgeteilt, und in Florenz schichteten darauf, auf den Bänken, die Geldwechsler ihre Münzen aus aller Welt auf. Bald wurden die Bankhäuser selbst, die Geldinstitute, Banken genannt, und von der Stadt am Arno trat „der/die Bank“ in dieser neuen Bedeutung den Siegeszug wie nach Deutschland, so auch nach Spanien, Frankreich usw. an. Das grammatische Geschlecht blieb schwankend — germanisches Erbe?, wir haben ja noch in der Mundart den männlichen Bank, der den Schülern Schwierigkeiten macht; denn im Hoch-

deutschen gilt seit langem nur noch *die* Bank sowohl für die Sitzgelegenheit wie für das Geldinstitut. In Italien ist die Sitzgelegenheit heute noch männlich, „il banco“; als Geldinstitute aber gibt es sowohl den „Banco di Roma“ als auch die „Banca commerciale italiana“. Ähnlich verhält es sich im Spanischen und im Portugiesischen. Im Französischen gibt es als Geldinstitut nur „la banque“, und unter ihrem Einfluß scheint die weibliche Form im Deutschen obgesiegt zu haben. Von den Franzosen haben wir im 17. Jahrhundert die Bezeichnung „banquier“ (ital. „banchiere“) übernommen. Diese Form verdrängte damals einen bereits gebräuchlichen „banker“ oder „bankir“. Später wurde der fremd wirkende „Banquier“ notdürftig dem Deutschen angepaßt als *Bankier* — eine Zwitterform, der Aussprache nach vorn deutsch, hinten französisch. Man kann sie einen rechten „Bankert“ nennen, was ein uneheliches, nicht im Ehebett, sondern auf einer Bank (im Freien?) gezeugtes Kind bedeutet, ähnlich wie der „Bastard“ (im Saumsattel gezeugt)!

Nach diesen alten Geschichten nun das aufregend Neue: Seit einigen Jahren taucht in unserm Sprachgebiet immer häufiger die altneue Form „Banker“ als Bezeichnung für den Bankinhaber oder Bankfachmann auf. Ich habe es beobachtet: Vor etwa zwei Jahren stieß ich in einer großen Hamburger Zeitung (!) zum erstenmal auf das Wort, und zwar in einer Artikelüberschrift, und ich dachte, es sei wohl ein Druckfehler; aber es wiederholte sich im ganzen Bericht. Dann, vielleicht vor einem Jahr, fand ich es in einem Schweizer Blatt, der Basler „National-Zeitung“, wiederum durchgehend. Da war es also von der Wasserkante her bereits den ganzen Rhein hinaufgeschwommen! Am 20. Oktober 1976 erschien in der Zürcher „Weltwoche“ (Nr. 42) ein großer Bericht über den „Pleite-Banker“ Erdman der bankrotten (wieder ein Bankert, von ital. „bancarotta“, Bankbruch) United California Bank in Basel. Auch hier durchgehend die Form „Banker“, aber mit der Mehrzahl „Bankers“, woraus der englisch-amerikanische Einfluß deutlich wird. Sollte sich die neue Form „der Banker“ durchsetzen, so könnte man das als einen weitem Fall der seit Jahrzehnten in Gang befindlichen Ersetzung französischer Fremdwortformen durch englische ansehen. Zugleich aber wäre es ein Wiederaufleben unseres alten deutschen „Bankers“! So befremdlich uns dieser Banker beim erstenmal in die Ohren tönen mag, er fügt sich gut in unser Deutsch ein. Man müßte unsern Zweit- oder Drittkläßlern nicht mehr beibringen, daß man zwar „Bankiee“ sagt, aber „Bankier“ schreiben muß. (In der Mundart kennen wir noch den Ausdruck „Bänkler“ für die Bankangestellten, vor allem kollegial — und darum kaum herabmindernd — von diesen selbst gebraucht.)

Wird sich der „Banker“ durchsetzen? Man darf es glauben, wenn man die achtseitige Mannheimer Werbeschrift für den „DUDEN — Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in 6 Bänden“ betrachtet, die gerade vor Weihnachten von den Buchhändlern verbreitet worden ist. Sie zählt am Schluß die Berufe auf, für die das große Werk von Nutzen ist, und da findet man unter 6. die Manager, *Banker* und Verkaufsförderer! Darüber hinaus führt das Werk selbst in seinem ersten Band das Wort auch schon auf als „Banker, der; -s, -“, zum Glück ohne englisches Mehrzahl-s (die Banker also, nicht die Bankers) und vorerst als „umgangssprachlich“ bezeichnet. Nein, es ist kein Bankert! A. Humbel

Kurt Guggenheim

Sein sprachlich vorzüglichstes Werk

Das Werk Kurt Guggenheims ist in zahlreichen Teilen eine Verherrlichung der Stadt Zürich. Allein es war ein langer und schwieriger Weg, bis der Artemis-Verlag im Jahre 1957 das großartige Werk „Alles in allem“ herausgab, das mit den Worten beginnt: „Die Stadt Zürich liegt unter 47° 23' nördlicher Breite und 8° 33' östlicher Länge von Greenwich am nördlichen Ende des Zürichsees und an beiden Ufern der Limmat in einer nach Süden und Norden offenen Talmulde. Der Seespiegel glänzt bei mittlerem Wasserstand 406 Meter über Meer.“ Diesen Weg hat Kurt Guggenheim in „Alles in allem“ den Knaben Aaron Reiß gehen lassen, und viele verschlüsselte Persönlichkeiten, die zum Teil heute noch leben, nahmen an diesem Aufstieg teil.

Die innigste Sprache Zürich gegenüber hat aber Kurt Guggenheim in seinem „Tagebuch am Schanzengraben“ gefunden, das im Jahre 1963 ebenfalls im Artemis-Verlag erschien. Einige Stellen aus diesem Buche mögen das bezeugen:

„Eine Stadt ohne Bäume, unsere Stadt ohne Bäume, was wäre sie? Eine Stube ohne Blumen! Auch jetzt (23. Februar), wo sie alle ohne Laub sind und nur als Gitterwerk und Filigrane vor dem Himmel, vor den Häuserfassaden stehen, wo kein Blatt die Geräusche der Straße, das grelle Licht der Februarsonne dämpft, stehen sie da, inmitten des Menschenwerks, still und mit dem ganzen Zauber dessen umgeben, was gewachsen ist, in Geduld und Harmonie, inmitten von Ungeduld und Überdrehung und Übertreibung. Wer je mit Sorgen, mit Angst, in Armut durch